

Grundwasser

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern · · ·

26. Oktober

Zwei Gedichte von Joseph Reinhart.

Es tönt e Glogge.

Es tönt e Glogge-n-übers Land,
Was tuet si ächtert sänge?
Es truurigs Lied? Es heiters Lied?
Wär chamer d'Antwort bringe?

Es tönt e Glogge-n-übers Land,
Der Nachtwind tuet's verträge —
Gang frog e-n-jedre, wie's em tönt,
s'Wird keine s'Glychlig säge.

Gradus!

I chumme-n-ine feistre Wald
Elezig und elei,
I weiß kei Wäg und weiß kei Stäg
Und möcht doch gäge hei.

I rüefe lut und lueg mi um
Und lose-n-uf nes Wort. —
So goh-n-i halt gradus, — gradus!
Chajy — i chumm as Ort!

□ □ Grundwasser. □ □

Don Ernst Zahn.

3.

Auf der Diele über ihr ging der Schritt eines schweren Fußes, daß die morschen Bretter krachten und ein Staubregen in ihre Stube niederstob. Sie sah sich nicht um, auch nicht, als der Schritt sich über die knarrende Stiege herunter bewegte und der Stube sich näherte. Flori trat ein, aber sie beachtete ihn nicht, ein Bein schlug sie hoch über das andre und richtete den Blick zum Fenster hinaus.

Flori ersah sich einen der Holperstühle zum Sitz, von denen die Stube drei enthielt, altersgraue, brüchige Gestelle, denen der inmitten stehende Tisch an Gebrechlichkeit nichts nachgab. Der Stuhl kreischte, als der Bursche sich setzte. Da schaute die Bennetin mit einem unwirschlichen Blicke nach ihm, nahm aber gleich darauf ihre vorige Stellung wieder ein. Auch Flori schien nicht Lust zum Reden zu haben. Er stützte beide Ellbogen auf die graue, fettige Tischplatte, legte das Kinn hinein und betrachtete die schmucklose Wand. Seine Gedanken verglichen die mütterliche Wohnstatt, die mehr ein Stall denn ein Menschenunterchlupf war, mit einer andern, die er heute zum erstenmal betreten hatte: diese wurmförmigen, rauchgeschwärzten Wände mit hellem, reingescheuertem Getafel, den schmierigen Fußboden mit dem mit weißem, körnigem Sand bestreuten, die Gerätschaften, wie sie ärmer im Dorfe nicht zu finden waren, mit der Einrichtung der Wohn-

stube des Dorfvogts. Dann fiel sein Blick auf die Gestalt der Mutter, und es durchzuckte ihn etwas wie Scham und Ingrimm, daß das seine Mutter war, daß er nicht die andere Mutter heißen durfte, der er heute nahe gekommen, und die er mit stiller Bewunderung angestaunt hatte, die Dorfvögtin. Er war noch jetzt wie in einem Traum. Aus diesem heraus redete er, nur halb für die Mutter am Fenster gemeint:

„Der Zwyer hat mich als Knecht gedungen.“

Die Bennetin war zusammenzuckt. Seit Zwyer ihren Liebhaber, seinen Knecht, verjagt und hart über sie geurteilt hatte, hörte sie den Namen ungern. Ihr Gesicht war höhnisch verzogen, als sie sich zu ihrem Sprößling wendete:

„Hast dich angetragen bei dem? Bist besessen?“

Flori erwachte. „Redet keinen Schwefel,“ gab er grob zurück. „Ich bettle bei keinem.“

„Was findet er denn an dir? So einen kann er jeden Tag von der Straße auflesen.“

Flori wurde blaß. „Schweig!“ knurrte er. „Habt Ihr mich nicht auf dem Gewissen, wenn ich ein Lump bin?“

Sie zuckte die Achseln und grinste.

Er beachtete es nicht. Trockenen Tones erzählte er weiter: „Der Zwyer ist mir Dank schuldig. Er hat mich

zahlen wollen, ein Almosen hab' ich nicht angenommen; so hat er mir einen Dienstplatz angetragen."

"Und du lebst ihm zulieb und nimmst den Platz an?"

"Ist es nicht ein großmächtiges Glück, wenn einem, wie mir, sich ein Haus aufzutut, wie dem Dorfvogt seines? Ich kann's für einen Segen nehmen, daß der mich will."

"Wer weiß, was er für Hintergedanken mit dir hat. Reiches Volk tut nichts, was nicht zu seinem Vorteil ist!"

In Flori war das Bild des schönen Zwyerschen Haushalts zu lebendig; er schob den Stuhl zurück und stampfte mit dem Fuß.

"Berunglimpft nicht alles nach Eurem Maß. Ich gehe zum Zwyer, sag' ich, und froh darf ich sein, daß ich gehen darf."

"Meinetwegen! Ein Maul weniger an der Schüssel. Der Xander wird losen!*")

Das Türbrett an der Straße hatte geknarrt und war mit einem Schlag zugekracht. Ein tappender Schritt ging über den Flur, mit einem Klatsch schlugen zwei Fäuste die Stubentür zurück.

"Verfluchte Finsternis! Müßt ihr alles zuschließen, wie zwei Verliebte, die keinen Zuschauer brauchen können? Kein Teufel sieht in dem Gang!"

Das war Xanders „Guten Tag!“ Er polterte in die Stube, riß eine Schranktür an der Wand auf und holte eine Flasche und ein schmutziges Glas hervor. Noch am Schrank goß er sich das voll und stürzte es hinunter, dann setzte er Glas und Flasche vor sich auf den Tisch, an dem er sich niederließ. Es war ein vierschrötiger Gefell. Sein in hellfarbiges, grobes Sonntagsgewand gekleideter Leib zeigte schwere, klobige Glieder, seine Bewegungen waren schwerfällig und bärenhaft. In sein häßliches Gesicht waren alle Laster eingezeichnet. Kleine, rotumrandete Augen lauerten tief in den Höhlen, die dicke, dunkle Brauen überhingen. Mund und Nase waren die eines Negers der Form nach, in die graugelbe Haut waren Schrammen und Striemen gerissen, als hätte eine Peitsche ihr Werk darauf getan. Eine klaffende Schnittwunde zog sich über die niedere Stirn bis unter die Wurzeln des rauen, un gepflegten Haares, das in dunkelm Wust den Kopf umstand.

Als der Bursche eingetreten war, hatte sich die Bennetin geduckt, wie der Hund sich verkriecht, wenn einer naht, der nur Hiebe und Fußtritte für ihn hat. Wagte sie es, den Jüngeren zu höhnen, den Erstgeborenen hatte sie fürchten gelernt. Ihre Hände fuhren zitternd zusammen, als Xander sich, nachdem er ein zweites und drittes Glas hinabgestürzt, ihr zuwendete. Er hatte ein schmutziges Tuch aus der Tasche gezogen und fuhr sich damit von Zeit zu Zeit an die Stirn, es jedesmal blutig zurückziehend.

"Die Schramme hab' ich Euch zu verdanken!" fuhr er das Weib an. Gleich darauf lachte er mißtönend auf.

"Wie so?" fragte die Bennetin zitternd.

Flori stand an der Wand und schaute, die Hände in die Taschen vergraben, mit einem sonderbaren Gesicht in die Stube. Ekel, Zorn, Scham stritten darin; Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit lauerten dahinter.

Xander bequeme sich zum Erzählen.

"Im „Schässi" ist es wieder einmal über Euch hergegangen, Mutter! Nicht, daß mir das stark zu Herzen ge-

gangen wäre, aber die Louise stand dabei und sperrte Maul und Augen auf, und ich lasse mich vor dem halbgewachsenen Mädchen nicht heruntertun!"

"Ich habe gemeint, es hätte der Mutter gekolten," sagte Flori. Der Hohn des andern hatte ihn gleich einer ihm selbst vermeinten Schmähung getroffen.

"Wer ist es gewesen?" stammelte die Tschüli.

"Des Ratsherr's Battist. Aber ich hab' ihn still gemacht für ein paar Tag'. Es wundert mich, daß sein Schädel es ausgehalten hat. Mir summt die Faust noch von dem kleinen „Tätsch"!) Wären die andern nicht dazwischengekommen, wer weiß, was geschehen wär! Der Gasser, der Lauskerl, ist mir mit dem Messer übers Gesicht gefahren, da hab' ich den andern auslassen müssen. Aber der foppt den Bennet-Xander nicht so bald wieder!"

Der Bursche reckte sich, seiner ganzen rohen Kraft bewußt, die ungezügelte Wildheit seines Charakters spiegelte sich in seinen Zügen. Mit einem breiten Grinsen wendete er sich der Mutter wieder zu.

"Ihr seid eigentlich doch ein rares Weibsbild!" höhnte er. „Was sie Euch alles nachreden können, das ist schon . . ."

"Mir scheint, du bist auf dem Weg zum Zuchthaus!"

Das sagte Flori klar und laut in die Stube hinein, und als der Xander herumfuhr und ihn mit einem tückischen Blicke von unten herauf betrachtete, ließ er seine Augen groß und fest auf ihm ruhen und vollendete: „Weißt noch nicht, daß im Gemeinderat davon geredet worden ist, man wolle dich ausweisen, weil du's mit Schlägereien und Wirtshaushocken schlimmer und schlimmer treibst?"

"Wer hat das gesagt, du Hudenarr? Wer? Und was kümmert's dich, was ich tue?"

Er war an den andern herangetaumelt und streckte ihm beide Fäuste vors Gesicht.

Flori blieb ruhig. Er nahm nicht einmal die Hände hinter dem Rücken hervor.

"Der Dorfvogt hat es gesagt und mich verwarnt, daß ich mir an dir kein Beispiel nehme."

Die Tschüli hielt den Augenblick für gekommen, dem Xander schön zu tun.

"Und der Flori geht zum Dank für die Warnung in seinen Dienst," berichtete sie feig.

Der Xander gurgelte einen Fluch hervor.

"Ist das wahr, du Hudel?"

"Natürlich," gab Flori zurück.

"Das tußt nicht! Hast gehört?" brüllte Xander. „Sag, daß du's nicht tußt, oder ich hau' dich zu Fetzen."

"Schlag zu," sagte Flori. In seinem Auge leuchtete es langsam und unheimlich auf, also daß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bruder plötzlich zu Tage trat.

Der Xander griff nach dem Halbe des noch immer an der Wand Lehnenden. Dann schien er sich zu besinnen.

"Was soll ich dir anhaben, Hudelbub! Bist ja nicht mehr und nicht besser als ich, und im Dorfe giltst auch nichts! Wenn du nicht blind wärest, hättest dem Zwyer seine fadencheinige Barmherzigkeit gesehen, wie sie ist! Aber ich weiß schon, was dich blind macht, dich!"

Die Tschüli kicherte.

*) losen = horchen.

*) Tätsch = Schlag.

„Was gilt dir der Dorfvogt! Nach dem und seinem Haus hast keine Sehnsucht, haha!“ lachte Xander. „Aber an dem Mädchen liegt dir etwas, der Leni!“

Eine Flamme schlug dem Flori ins Gesicht.

„Hab' ich's nicht erraten?“ höhnte Xander, zu seinem Stuhle torfelnd. Er warf sich schwer auf denselben. „Versuch's nur mit dem Frag!“ stichelte er weiter. „Die Augen gehen ihr jaust auf für Liebesfachen. Vielleicht gefällt es ihr, dich eine Weile zum Narren zu nehmen, bist ja so übel nicht! Aber nachher, haha, Hudehub! Wenn du einmal ihre richtige Meinung von dir erfährst, haha, die klingt nicht jaust schmeichelhaft, die — pah —, die küßt dich ab, das kannst geschrieben haben!“

Er hob sein Glas, das er neu gefüllt hatte.

„Sei vernünftig, Hudebruder, da komm und trink auf gute Freundschaft. Wo zwei unterm gleichen Zeichen sind, müssen sie zusammenhalten. Da!“

Mit Flori war eine jähe Veränderung vorgegangen. Es schien, als verwirre der Hohn des andern ihm den Kopf. Ueberwältigend kam ihm das Bewußtsein wieder, wer er war, und daß der Xander recht hatte mit jedem Wort. Er kniff die Lippen ein und preßte die Zähne wild in das warme Fleisch. Dann trat er an den Tisch heran und langte nach dem Glas, das ihm Xander hinstreckte. Er hielt es und hob es zum Munde. Und als der Brammtweingeruch ihm in die Nase kam, faßte ihn zum erstenmal ein Ekel vor dem von Rindsbeinen an gewohnten Getränk. Aber er bezwang ihn

und stürzte den Inhalt des Glases hinunter. Wortlos ließ er sich dem Xander gegenüber nieder.

„Hab' ich recht oder nicht?“ brüllte der abermals.

„Ja, recht hast!“ sagte Flori schwer. Sich abwendend, stützte er den Kopf in die Hand und stierte finster auf den schmutzigen Fußboden.

„Nun, so wach auf und gewöhne dir das Weichtpfaffen-gesicht ab! Mit dem machst unsern Ruf und die lieben Landsleute nicht besser!“

Die Tschüli befürchtete neue Stichelreden und wußte einzulenken. Sie entnahm, aufstehend, der Tischschublade ein vergiftenes Kartenspiel und warf es zwischen die beiden auf die Tischplatte.

„Macht euer Sonntagsspiel und laßt das dumme Geschwätz,“ eiferte sie und wußte, daß sie dem Xander auf die Mühle sprach.

„Meinetwegen!“ knurrte der und langte nach den Karten.

„Um was gilt's?“ fragte er den Flori.

„Um was du willst,“ gab der zum Bescheid, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete. Seine Augen glühten und hatten doch einen heißen, feuchten Schein, als hätte der Bursche ein paar Tränen nach innen gesogen.

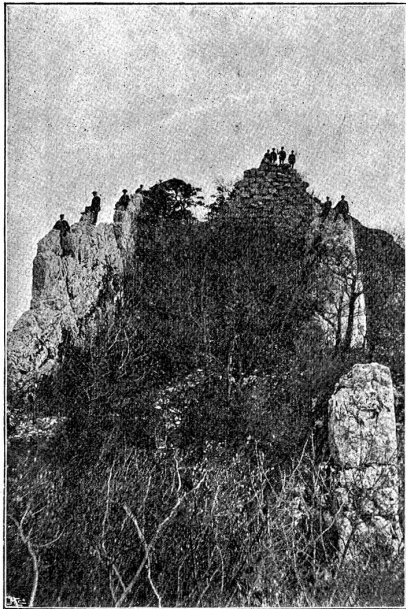
„Drei Spiele um das, was jeder im Sack hat,“ regte der Xander an.

„Gut!“ Flori zog seinen Geldbeutel und ließ ihn klirrend auf den Tisch fallen. Er enthielt drei Tagelöhne des Dorfvogts, sein erstes, mit rechtschaffener, harter Arbeit erworbenes Geld.

(Fortsetzung folgt.)

Herbsttag im Bipperamt.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.



Vordere Lehnfluh.

Von Solothurn kam ich her. Die Eisenbahnsolltemich nach Osten führen. Aber die Launen der Menschen sind oft wie das Blatt im Wind: Ohne Halt, bald hierhin, bald dorthin sich wendend und neigend, und toller Wünsche voll.

Der Wagen war von Menschen überfüllt. Die Luft darin dumpf, verbraucht und lastend. Unter den Mitreisenden befanden sich Eisenbahngreuel: Stinkraketenpaffer, Auspucker und Ellenböglar. Sie vertrieben mich. Jedoch, mehr als das:

Draußen fächelten milde Lüfte; mit goldenem Sonnenschein lockte und winkte das herbstliche Land.

Da stieg ich aus, lief die Straße rechts von der Station

hinunter, stand still und sah mich von leuchtender Schönheit umgeben.

Hoch und mächtig stieg der Wald empor. Ein großer Maler war darüber gegangen und hatte alle Farben seiner Palette über ihn gegossen. Daraus ist ein reizvolles Wechselspiel geworden. Glühendster Purpur und goldigstes Gelb umwogen in leichtsinnigem Flatterkleid ernste, schwarzgrüne, duftige Tannen.

Leises Blätterwehen rauscht von der Höhe hernieder. Auf der Straße tanzen tausend Sonnenkringel. Die Welt hegt sich im sanftleuchtenden Schein des Altweibersommers.

Am Hofe ruht der Garten. Obstschwer sind seine Bäume, und seine Beete voll der heißen Farben. Ein Gelb wie Schwefel, noch eines und noch eines. Aber immer ein anderes. Und rot, viel rot, wie geronnenes Blut und Zinnober. Und über all dem ein Dämpfer: die bleichen Asten, der eckige Schatten des Hausdaches.

Nun schmiegt sich der Strom ins Land und wandert mit mir. Sein nasser Atem küßt die Stirn. Von fern her taucht der Wald in ihn, und weite Fluren umblühen seine Ufer. Weiden schimmern im Goldstabschmuck. Taupfropfen funkeln und glitzern an Halmen und Gräsern. Aber wo die Sonne hinkommt, trägt er flüssiges Glas zum Meer, sonst singt er sein tausendjähriges Lied.

Man möchte nicht mehr weitergehen, nur immer seiner Sprache lauschen: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! — Warst du nicht ehedem ein sprudelnder, übersäumender Wildbach, der alles mitriß, was hindernd dir die Wege sperrete? Hast du dich nicht erst sammeln, in dunklen